

Zeitschrift: Schweizer Spiegel
Herausgeber: Guggenbühl und Huber
Band: 1 (1925-1926)
Heft: 9

Artikel: Alt-Täufer im Jura
Autor: Lehmann, Jonathan
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-1065426>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 11.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

ALT-TÄUFER IM JURA

Von Jonathan Lehmann

Hiermit die freudige Mitteilung, dass wir, so der Herr will, unsere Hochzeit den 21. Februar 1926 feiern werden.

*Trauung nachmittags 2 Uhr
in Althaus.*

*Zu dieser Feier laden Euch herzlich ein
das Brautpaar:*

*Martha Gerber Isaak Lehmann
Pré Varin Althaus*

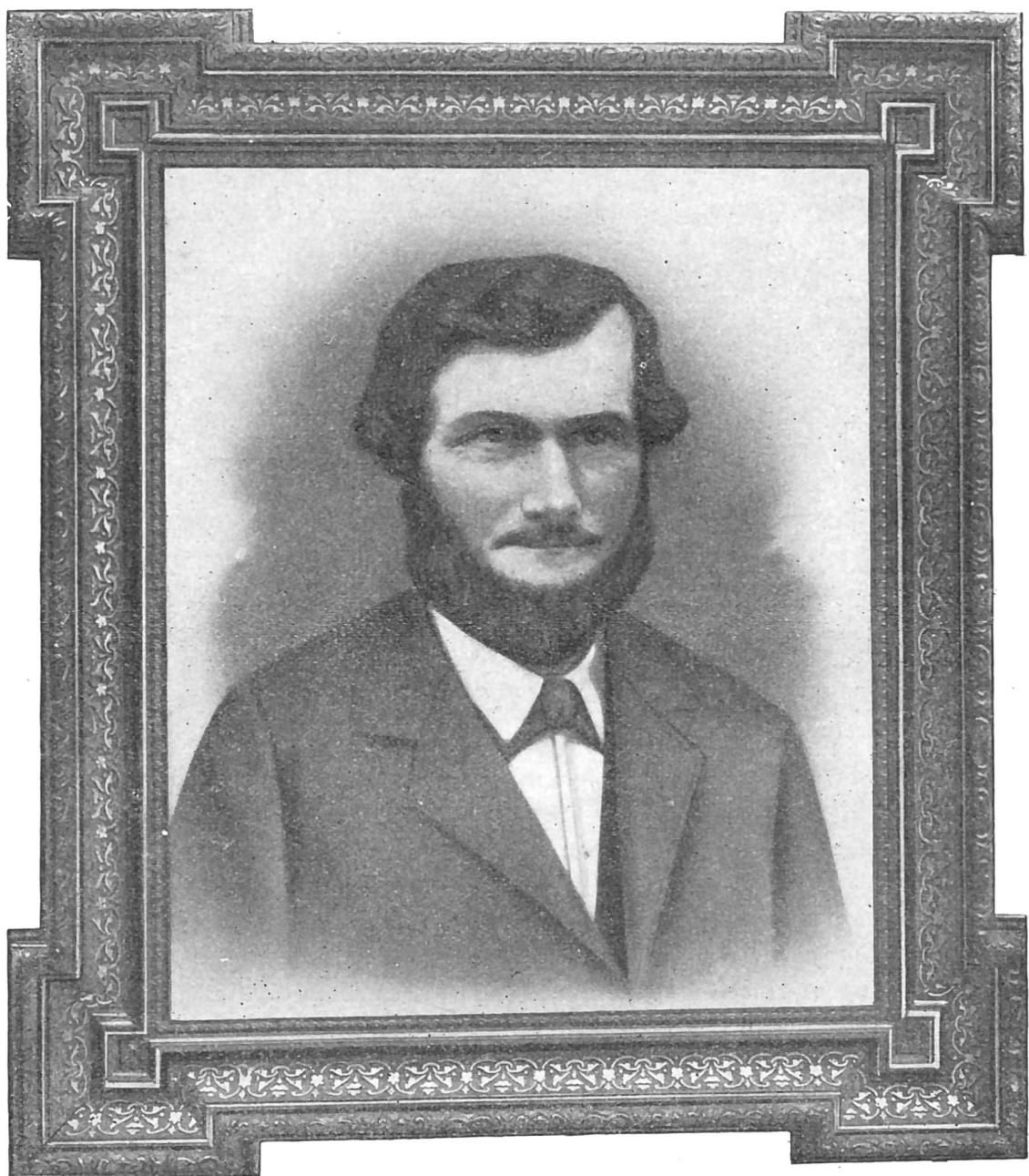
Ein gutes Hundert Kärtchen mit obigen Text sind Anfang Februar hinausgeflogen von Tavannes oder Tramelan hinauf auf die Bergrücken, in die Einzelhöfe der Alttäufer, einige wenige auch in das Baselbiet oder in den alten Kantonsteil, « i ds Dütsche vüre », wohin Beruf oder Schicksal einzelne Glaubensgenossen verschlagen haben.

In diesem letztern Falle bin auch ich. Seit siebzehn Jahren, da ich mein Elternhaus auf dem Berge verliess, um mich im Studium auf den Staatsdienst vorzubereiten, bilden die Hochzeitsfeste fast das einzige Band, das mich noch mit der alten Heimat verbindet. Vier

meiner sechs Brüder und eine der drei Schwestern sind seither in den Ehestand getreten; jedesmal habe ich am landesüblichen « Hochzyt » teilgenommen, das, der Eigenart der Täufer entsprechend, ganz an gewisse Gleichnisse Jesu erinnert und in dieser Form wohl sonst nirgends mehr vorkommt.

Die « Alttäufer », « Mennoniten » oder « Altevangelisch - Taufgesinnten », wie sie selbst sich nennen, « Wiedertäufer », wie eine irrtümliche Auffassung eines ihrer Glaubenssätze sie immer wieder bezeichnen lässt, sind ein gar sonderbar Völklein. Im siebzehnten und besonders am Anfang des achtzehnten Jahrhunderts verliessen sie, halb freiwillig, halb gezwungen, das Gebiet der alten bernischen Republik und siedelten sich in den Landen des Basler Fürstbischofs an. Ihre Auffassung von Glauben, Denken und Leben vertrug sich eben nicht mit der des patrizisch-theokratischen Mutzenstaates: es war zu Bussen, Gefängnisstrafen, Galeerenstrafen, ja zu Todesurteilen gekommen. Heute noch hält aber der Täufer recht zäh an emmentaler Sitte des siebzehnten Jahrhunderts fest, inmitten der ganz anders gearteten einheimischen Bevölkerung, deren Sprache er meist nicht einmal versteht.

« I cha nid wältsch ! » sagte mir letzten Sommer einer meiner Vettern, dessen Vater Feuerwehrhauptmann, Viehinspektor, Käsereipräsident und noch anderes ist, und der fast täglich mit Welschen in Berührung kommt. So hat die Welt-



EIN ALTTÄUFER

anschauung des Täufers keinen nennenswerten Einfluss erlitten, auch seine Lebenshaltung nicht.

Eine seltsame Gemeinschaft

Die Täufer bilden im Berner Jura fünf «Gemeinden», die mit den politischen Gemeinden nichts zu tun haben und die die Glaubensgenossen auf mehrere Stunden im Umkreis zusammenfassen. Die grösste ist Sonnenberg auf der Nordseite des St. Immertales; sie zählt gegen tausend Mitglieder.

Ein Täuferbrautpaar findet sich weder auf dem Tanzboden noch durch den dort so gut wie unbekannten Kiltgang zusammen. Wenn der Bauernsohn der Juvalberge selbständig werden, ein eigenes Heimwesen übernehmen will — denn sozusagen jeder wird Bauer wie seine Ahnen seit Jahrhunderten — so hält er Umschau unter den Töchtern des Landes. Er kennt sie von der Schule her — die Täufer unterhalten mit grossen Kosten eigene deutsche Schulen, an denen meist junge Lehrerinnen aus dem alten Kanton sich ihre ersten Spuren erwerben; — er kennt sie von der «Unterweisung» her, dem der Taufe vorausgehenden Konfirmandenunterricht, den einer der zu «Predigern» oder «Aeltesten» erwählten Bauern erteilt; — er kennt sie aber besonders durch die allsonntäglichen Gottesdienste, «Versammlungen» genannt. Diese Versammlungen zu besuchen, ist eine strenge Pflicht, sozusagen Gewissenssache. Blicke aus einer Familie jemand mehrmals weg, das gäbe ein gewaltiges Aufsehen.

Aber das Bedürfnis nach gemeinsamer Erbauung ist mit diesen sonntäglichen Versammlungen noch nicht befriedigt.

Zwei oder dreimal jährlich gibt es sogenannte «Wochen» mit täglich zwei oder drei Versammlungen. Während einer solchen Woche ruht alle nicht dringende Arbeit. In fast allen Häusern hat man Gäste am Mittags- und Abendtisch, und die Unterhaltung, wenigstens der Männer, dreht sich grossenteils um das in der Versammlung Gehörte:

«Ja, der Samuel (einer der Prediger) het scho rächt, mi sött i nes viel tiefers Gemeinschaftsläbe mit Gott ynecho. Mi sött em Geist Gottes viel meh Leitung yruume.» —

«Ja, u meh i d'Heiligung ynecho, i nc volli Erlösung.» —

«Aber mir sy halt no viel z'fesch't im Richtgeischt inne. Un es heisst doch i der Bärgpredig: Richtet nicht, auf dass ihr nicht gerichtet werdet.» —

«We nume der heilig Geischt soviel Säge chönnt usgiessie wie färn uf em N...bärg. Dert isch es zunere rächte Erweckung cho, dert sy i de Nachversammlige viel Sünde bekemt worde. U wo der Prediger se het gheisse ustah, wär ganz em Heiland woll nachfolge, isch alles zäme ufgstante, u viel hei pläret.»

Vor einigen Jahren hatte die eindringliche Auslegung des Apostelwortes «Stellet euch nicht dieser Welt gleich» zur Folge, dass seither die Mehrheit die «Zeichnige» (Viehprämierungen) nicht mehr beschickt und lieber einen Einnahmeausfall von mehreren hundert Franken auf sich nimmt, als gegen die neu gewonnene Ueberzeugung handelt.

Das Zusammengehörigkeitsgefühl geht so weit, dass keiner in Konkurs gerät oder auch nur staatliche Armenunterstützung in Anspruch zu nehmen braucht. Ist ein Glaubensgenosse in Geldnöten, so

streckt ihm ein wohlhabender Nachbar des Nötige vor, oder er unterstützt ihn durch Bürgschaft. Ich wüsste keinen, der nicht irgendwie, meist mehrfach sogar, durch Bürgschaft verpflichtet wäre. «Bürgen bringt Würgen», heisst es sonst. Ich kenne aber nur einen Fall, wo es zutraf. Damals mussten ihrer vier je tausend Franken zahlen. Sonst aber ist für arg Bedrängte noch das «Armen-gut» da, ein Fonds aus Vermächtnissen, früher auch aus den Hinterlassenschaften kinderlos Verstorbener geäufnet. Aus diesem Armengut erhält der Bedrängte, falls er unbescholtan ist, das heisst, so lebt, wie es die Täufer für richtig erachten, ein Darlehen von vielleicht tausend bis viertausend Franken, zum billigen Zins von früher drei, heute vielleicht höchstens vier Prozent.

Die Brautwerbung

Der junge Mann also, der sich selbständig machen will, findet, dass zum Heimwesen eine Frau gehört — nicht etwa umgekehrt; eigentliche Liebesverhältnisse gibt es daher selten. Eine Verbindung fängt meist ganz prosaisch damit an, dass der Jüngling seiner Erwählten, für die er vorläufig noch keine besonders lebhaften Gefühle hegt, eine Ansichtskarte religiöser Aufmachung sendet. Erwidert das Mädchen auf dieselbe Weise, so gilt die Werbung für so gut wie angenommen. Karten und Briefe gehen nun hin und her. Der junge Mann macht bei erster Gelegenheit den Eltern und Geschwistern seiner zukünftigen Frau einen Besuch, wozu sich der Heimweg von einer Versammlung besonders eignet. Dabei wird er bald merken, ob er genehm ist. Dass man ihn zum Zvieri

einlädt, will noch nichts sagen; eine Mahlzeit, Sonntags oder Werktags, erhalten die wildfremdesten Leute, wie sie eben zur gelegenen Zeit ins Haus kommen. Frägt man ihn aber eingehend über seine Familie aus — Dinge, die zwar jeder von jedem weiss — oder zeigt man ihm das Heimwesen und den Viehstand, dann weiss er, dass man ihm die Tochter nicht versagen wird. Verlobungsanzeigen werden nicht versandt. Dass der Gerber Isaak mit dem Geiser Marianni geht, weiss ohnehin bald jedes Kind, und die Aussenstehenden geht es nichts an. Dagegen sendet man neuerdings kurz vor der Hochzeit Einladungskarten.

Der Bräutigam sieht sich jetzt emsig nach einem Stück eigenen Bodens, nach Hof und Herd um. Das väterliche Heimwesen erhält nach emmentaler Sitte meist der jüngste Sohn; die übrigen sechs oder zehn (Täuferfamilien sind fast immer kinderreich, mein Grossvater z. B. hat etwa 60 Enkel), die müssen sich anderswo umsehen. Durch das ganze 19. Jahrhundert wanderte der Ueberschuss nach Amerika aus; so gründeten Auswanderer vom Sonnenberg in Illinois oder Ohio ein neues «Sonnenberg». Heute aber bleibt man im Lande, und wenn irgend möglich im Berner Jura. Trotz dieser friedlichen Durchdringung der welschen Urbevölkerung durch die alemanische Rasse vermischen sich die beiden Stämme nicht. Nicht Gründe des Blutes stehen dem entgegen, sondern religiöse: Man will sich, wie Israel in Palästina, nicht mit Andersgläubigen vermengen.

Auch Deutschberner, die als Handwerker oder Landwirte seit zwanzig, dreißig Jahren unter den Täufern leben, ihr Brot unter ihnen verdienen, gelten des-

halb trotzdem nicht als Glieder der Gemeinde. Die Gemeinden beschränken sich übrigens auf die etwa zwanzig « Geschlechter », die von den seinerzeit Einwanderten übriggeblieben sind.

Wie schon erwähnt, werden selten Mischchen geschlossen. Man sollte meinen, in den zweihundert Jahren der Absonderung im Jura müsse es zu einer richtigen « Inzucht » gekommen sein. Das ist aber nicht der Fall. Gerade um den nachteiligen Folgen der Verwandtenheirat vorzubeugen, haben die Prediger schon vor langen Jahren die Ehe zwischen Geschwisterkindern untersagt. An das Verbot hält man sich, weil sich kaum ein Prediger finden würde, um ein solches Paar « einzusegnen » (zu trauen).

Ist nun der Bräutigam glücklicher Besitzer eines Heimwesens, wenn auch meist mit Schulden — Pächter ist selten einer und Knecht als verheirateter Mann überhaupt nicht, weil jeder etwas Eigenes will — so kann der Hochzeitstag festgesetzt werden. Die Feier findet im Elternhause eines der Verlobten statt. Die Kosten übernehmen die Eltern nach der Regel : « De Buebe zahlt me ds Hochzyt u de Meitli der Trossel (die Aussteuer) ».

Die Hochzeit zu Kana

Die zierliche Karte meines Bruders brachte mir nichts Neues; ich hatte mich schon daraufhin eingerichtet, meinen kurzen Urlaub erhalten und fand mich am betreffenden Samstagmittag im vertrauten Elternhause ein. Drinnen und draussen alles in zappeliger Bewegung, alles in voller Hast, doch ohne nervöses Jagen. Die jüngste Schwester kam von einem Nachbarhofe her, wo sie einen schweren Korb voll Teller, Gläser, Ess-

besteck geholt hatte. Wenn man bis zweihundert Gäste erwartet, muss man sich selbstverständlich in der Runde das nötige Geschirr zusammenleihen, und es wird gern gegeben.

Zwei Brüder legten die letzte Hand an die Reinlichkeit ums Haus herum, machten in den Ställen Platz für die Pferde einiger weit entfernt wohnender Gäste. Mein Onkel Joseph rüstete in der Küche das Fleisch zu. Eine Kuh, ein grosses Schwein und ein Kalb hatten ihr Leben lassen müssen. Einige junge Mädchen, Verwandte des Brautpaars oder solche, die es noch werden wollten, putzten Gläser, zählten Teller nach, packten Besteck in Körbe, schälten Berge von Kartoffeln und Aepfeln.

Nach der Begrüssung, die bei den Täufern besonders herzlich ist — der Vater küsst auch den erwachsenen Sohn bei Wiedersehen und Abschied — stellte ich mich zur Verfügung und erhielt das wichtige Amt, die nach und nach anrückenden Gäste in Empfang zu nehmen. Für Rosse und Wagen sorgte einer der jüngeren Brüder. Die Gäste kamen : aus verwandten Familien Vater und Mutter mit einem oder mehreren Kindern, sonst ein oder zwei Söhne oder Töchter. Es ist eben Sitte, dass einer Einladung auf alle Fälle Folge geleistet wird. Die Leute standen ums Haus herum, trappten nach den Ställen, sprachen Bekannte an ; da war es nun meine Pflicht, alle Neuankömmlinge zu begrüssen und sie hereinkommen zu heissen.

In einem Nebenzimmer gab's als vorläufige Erfrischung Kaffee und Züpfle. Mein Amt war nicht gerade leicht : Niemand zu übergehen, niemand zweimal zu heissen, im richtigen Masse zum Zugrei-

fen zu «nötigen», nicht zu wenig und nicht zu viel.

Viele drehten irgend ein Paket in den Händen herum. Die wies ich zu meiner Base; diese nahm die Pakete in Empfang. Es waren die Hochzeitsgeschenke. Jede Familie, die eingeladen wird, schenkt irgend etwas, lauter praktische Dinge: Eine Kaffeekanne, eine Wolldecke, eine Stallaterne; auch einen Reisbesen, ein Pferdegeschell, einen geschweiften Melkkübel aus dem selten gewordenen Arvenholz sah ich in der Kammer, wo die Base die Geschenke, mit dem Namen der Geber versehen, aufstapelte.

Heute werden auch häufig Andachtsbücher und Wandsprüche geschenkt, letztere aus Deutschland eingeführt, besonders mit den Texten «Was würde Jesus dazu sagen?» und «Ja, Vater!»

Rechtzeitig kehrte auch das Brautpaar heim, stand aber nicht zu Gruss und Gepfieder den Gästen zur Verfügung, sondern wurde in der besten Stube besonders gut bewirtet. Diese Ehrung erfuhren ausser ihnen nur die drei eingeladenen Prediger, stattliche Männer mit grossen Vollbärten, Bauern wie die andern Gäste, sogar weithin berühmte, hier natürlich in ihrer Eigenschaft als Geistliche sehr würdevoll und gemessen. Sie verfügten sich mit dem Brautpaar in die Geschenkstube, zur Vorbereitung auf die Trauung durch Mahnung und Gebet. Mit



heimlicher Scheu geht das Jungvolk an diesem Raume vorbei:

« Psst, d'Prediger sy dinne! »

Früher gab's im stillen Kämmerlein ein streng Examen über Vorleben und Gewissen. Heute wird in taktvoller Weise dieses « Auf die Seele knien » meist unterlassen.

D'Lüt sollen überufe cho! »

Mit diesem Ruf wurden die Gäste zur Teilnahme an der eigentlichen Trauung eingeladen. Dicht strömten sie die Treppe hinauf. Die « grosse Kammer », wo früher, als noch keine Kapelle stand, die Versammlungen abgehalten wurden und mein Grossvater mütterlicherseits jahrelang mit den Bergkindern Schule gehalten, wie sie im Gotthelf steht, war diesmal zu klein. Daher hatte man aus dem « Tenn » Wagen und Maschinen hinausgeräumt, hatte die offene Heustockseite mit rohen Brettern verschlagen, einen kleinen Ofen aufgestellt, Tische und Bänke aufgeschlagen. Mit Efeu und Tannenzweigen, mit Bibelsprüchen und Papierrosen hatte man sinnig die kahlen Wände verziert. Auch das Harmonium stand da, das in sozusagen keiner Täuferfamilie fehlt und die früher übliche Hausorgel ersetzt.

In der Mitte, unter dem gemalten Spruch « Herr Gott, du bist unsere Zuflucht für und für », nahm das Brautpaar Platz, links und rechts die beiderseitigen Eltern und Geschwister, gegenüber die Prediger, dann weiter entfernt die übrigen Gäste je nach dem Grad der Verwandtschaft, Männlein und Weiblein bunt durcheinander. An der Trauung nimmt alles teil, was im Hause weilt, sogar, wenn es die Zeit irgendwie erlaubt, das geplagte Küchenpersonal. Voraus geht ein gemeinsamer Gesang. Das junge Paar kniet dabei vor dem trauenden Prediger — meist dem ältesten der Eingeladenen — nieder. Nachher lösen für wenigstens eine Stunde gemeinsamer Gesang und Ansprachen der Prediger einander ab.

Diese Ansprachen sind, wie anderswo, Auslegungen eines Bibelwortes, je nach Temperament und Anlage des Redners verschieden.

Ein weisshaariger Alter mit mild lächelnden Zügen knüpft an das Johanneswort an : « Liebet euch untereinander ! »

... « Heit enander gäng lieb... enander gäng lieb !

... Tüet enander hälfe trage. Geteiltes Leid isch halbes Leid... halbes Leid... tüet enander ushälfe, wenn eis öppis Schwärs het, Chummer u Sorge... und wyter heisst es : Geteilte Freude ist doppelte Freude... ja, dopplete Freude...

We du, Brüder Abraham, u du, Schwestern Martha, we jedes vo euch dem andere mit Liebi etgägechunt... mit Liebi... de chan ech der Herr sägne... Seid versöhnlich untereinander... de geit es viel ringer dür ds Läbe...»

Diesen Prediger höre ich am liebsten.

Es liegt ein Grundton von Innigkeit in seinen Wiederholungen.

Dann ein Dritter. Faltiges Gesicht, schwarze Haare, spitzgeschorener schwarzer Bart. Behäbig, breit, mit Augen, die aussehen, als suchten sie in der Tiefe des Herzens des Gegenübers nach Unbiblischem. Er war mir in meiner Kindheit ein Abbild des Paulus.

Tiefe Andacht und Stille herrscht, bis nach dem letzten Gesang und Gebet die Gäste hinausströmen ins Freie, in den herrlichen Nachmittag, wo die Ferne so offen dalag.

Speisung der Zweihunder

Jetzt begann die Arbeit der « Wirte ».

Für uns hiess es jetzt sich tummeln. Vorläufig musste für etwa 160 Personen gedeckt werden, Nachzügler waren ausserdem zu erwarten. Den Tellerwechsel kennt man bisher noch nicht. Wird aber schon noch kommen, denn die jüngere Generation verlegt sich neuerdings stark aufs Nachahmen der Sitten derer, die draussen sind. Seit zwei Jahren gibt es Brautschleier, etwas länger schon Stehkragen und Wadenbinden.

Im Täuferhause ist sonst der Vater fast unumschränkter Herr. Er bestimmt die Berufswahl der Söhne, spricht ein gewichtiges Wort bei der Wahl der Ehegattin oder des Gatten und dem Ankauf des Heimwesens. Er teilt auch täglich die Arbeit zu nach seinem Gutfinden. Emancipationsgelüsten der Kinder hält er das fünfte Gebot entgegen und erreicht damit seinen Willen. Am Hochzeitstage jedoch haben ausnahmsweise zwei andere das Regiment in den Händen : Der Küchenmeister, ein Onkel etwa, und der leitende Prediger, jener für das leibliche,

dieser für das geistige Wohl besorgt. Der Küchenmeister stellt das Menu zusammen, überwacht die Zubereitung, beaufsichtigt die Wirte. Er stellt einen Plan auf, wie folgender etwa :

- 4 Uhr : Fleischsuppe.
- 5 Uhr : Voressen, Kartoffelstock.
- 7 Uhr : « Grünes » Rindfleisch, Sauerkraut, ganze Kartoffeln.
- 9 Uhr : Schweinsbraten, grüne Büchenerbsen.
- 11 Uhr : Kalbsbraten, Apfelkompott.
- 12 Uhr : Crème, Aenisbrötli, Schenkeli, nachher schwarzer Kaffee.

Dazu nach Belieben Züpfle und dergleichen.

Die Pausen zwischen den einzelnen Gängen werden ausgefüllt mit gemeinsamem Gesang, mit Ansprachen der Prediger oder anderer, die sich dazu berufen fühlen, ferner mit sogenanntem « Aufsagen » und mit gesanglichen Einzeldarbietungen religiöser Art. Das Programm dazu liegt in den Händen des leitenden Predigers, der auch die Trauung vorgenommen hat.

Die Täufer benutzen jetzt im Gottesdienst und bei sonstigen Anlässen das Liederbuch der Zeltmission mit vorwiegend englischer, teilweise nicht gerade wertvoller Musik. Die eigentlichen Täuferlieder aus der Verfolgungszeit, herb und dennoch heimelig wie die Volkslieder des Rösligarte, Zweige derselben Wurzel entsprossen, hört man nicht mehr; höchstens, dass ein weisshaariger Achtzigjähriger sie in später Stunde singt, mehr als Kuriosum denn zur Erbauung. Und doch entsprächen sie der Eigenart des Täufers viel besser, das « Haslebacherlied », eine Märtyrerge-

schichte, oder « Ein Hertzensweh mich überkam », « Demut ist die schönste Tugend », oder das täuferische « Media vitae », dessen erste und zweite Strophe hier folgen mögen :

„Denket doch, ihr Menschenkinder,
An den letzten Lebenstag.
Denket doch, ihr frechen Sünder,
An den letzten Zeigerschlag.
Heute sind wir frisch und stark,
Morgen füllen wir den Sarg,
Und die Ehre, die wir haben,
Wird zugleich mit uns begraben.
Das Gewissen schläft im Leben,
Doch im Tode wacht es auf.
Da sieht man vor Augen schweben
Seinen ganzen Lebenslauf.

— — — —
Ach, wie viel gäb mancher drum,
Wenn er doch gescheue Sachen
Könnte ungeschehen machen.”

Nun das « Aufsagen ». Der Leiter klopft ans Glas; ein schüchterner Jüngling oder ein noch schüchternes junges Mädchen stellt sich, oft sehr verlegen, vor dem Brautpaar auf und rezitiert, in singendem Tonfall meist eine in Reime gebrachte biblische Geschichte oder ein Bild aus dem Leben mit ausgedehnter erbaulicher Nutzanwendung, verfasst von irgend einem Gelegenheitsdichter, wie sie unter den Täufern nicht selten vorkommen. Neuerdings sind « Gespräche » besonders beliebt. Es traten an der geschilderten Hochzeit ein Bauer und ein Fabrikarbeiter auf. Von sinnfälliger Darstellung der Rolle ist natürlich nicht die Rede; einziger « Bauer » hielt zur Kennzeichnung einen Karst in der Hand. Das Gespräch war ein Exkurs ins wirtschaftspolitische Gebiet, wobei selbstverständlich der Bauer recht behielt. Die Gedankenwelt des Arbeiters hatte der

Dichter arg verzerrt; er liess ihn ungefähr sagen :

« *Dass du no schaffe magsch, so spät !
Das gfiel mer nid ! Gäb i o wett !
Wen i acht Stung ha Arbeit gha,
Wott i halt mym Vergnüege nah.
Es wird eim botte jetz allerlei,
Da bin ich gerne auch dabei.
Es ma's am Tag nid als me gäh,
Drum mues i no vo der Nacht derzue näh.* »

Am Schluss bekehrte sich der Arbeiter zu der Ansicht des Bauern. Wohlgefällig schmunzelten die ältern Gäste.

Heiterkeit ist Sünde

Bis in die Nacht hinein kommen neue Gäste, die auch untergebracht werden müssen und denen man nach Möglichkeit das ganze Menu noch nachträglich aufstellt. Die Leute essen allgemein in echt bernischer Behaglichkeit, erzählen einander weitläufig aus ihrer beschwerlichen Arbeit (ohne aber zu klagen!), die Männer besonders von Viehstand und Pferdezucht, die Frauen von den tausend Nöten des Haushalts und der Kindererziehung. Die Jungmannschaft verzieht sich zwischenhinein ins Freie oder in die Ställe. Sie betrachten als Kenner Rindvieh, Schafe, Pferde besonders; sie tauschen Erinnerungen aus dem Militärdienst. Nach dem Grundsatz der « Wehrlosigkeit » lässt sich der richtige Täufer in keine bewaffnete Truppe einreihen, er tut Dienst als Träger oder Trainsoldat bei der Sanität. Unteroffiziere oder gar Offiziere gibt es unter ihnen erst seit der Grenzbesetzung, denn ein Christ soll nicht « eine Oberkeit » sein; darum hat auch selten einer ein öffentliches Amt inne ausser den durch die eigene Organisation und Hierarchie gegebenen.

Aus dem Militärdienst hat auch der eine und andere das arg verpönte Rauhen mitgebracht. Will er nun so an einer Hochzeit eine Zigarette oder Zigarre « hurti dürezieh », so geschieht es heimlich im Roßstall. Das ist auch der Ort, wo auf der Stör arbeitende Handwerker welscher Herkunft oder landstreichende Wedelenmacher, Enzianwurzelgräber, Holzer, Trockenmaurer (Hersteller der die Sennweiden abgrenzenden Kalksteinmauern), Mauser — oft prächtige Originale — ihre Mittagspfeife oder Zigarre schmauchen. In allen andern Räumen des Hauses würde das « Tubake » nicht geduldet.

Das Tanzen kennen die Täufer nicht. Es gibt Hochzeitsfeste, wo der leitende Prediger fünfe gerade sein lässt, ein harmloses Spässchen, eine Neckerei des Jungvolkes unter sich übersieht, das Singen sogenannter weltlicher Lieder duldet, das Jodeln sogar, was etwas heissen will; aber von Tanzen redet niemand. Ueberhaupt sind die Geschlechter einander gegenüber bei diesen Anlässen eher zurückhaltend.

Mit dem Leiter stiess ich unerwartet nochmals zusammen. Ich hatte mir ein Bändchen Gedichte eines bernischen Dialektdichters mitgenommen, harmlos-heitere, fröhliche Sachen mit überzeugter christlicher Tendenz.

Nun, ich las also eine Probe vor, eine Zusammenstellung einiger heiterer Anekdoten vom Heiraten, ausklingend in eine Mahnung zum « Dienen ». Das Publikum war allem Anschein nach dankbar, und Beifall glänzte auf den Gesichtern. Eine Viertelstunde später fragte ich den Leiter:

« Du, Daniel, chan i no öppis bringe, so wie vori ? »

« Lieber nid ! »
« Wieso de nid, da' isch ömel nüt Böses gsi. »
« Es hei sich drum es paar Lüt gereret. »

« Das nähm mi jetz no wunder warum. »

« He, mi mues doch gäng der Astand wahre. »

Mir schoß das Blut in den Kopf. Wenn man uns sieben Brüdern gelegentlich nachredet, bei uns sei « ungsinnet ds Füür im Dach », so mochte es jedenfalls diesmal bei mir zutreffen. An meinem Wohnort habe ich immerhin eine angesehene Stellung und « öppis e chly z'säge », und hier wirft man mir vor, ich hätte —

« Han i nen öppe nid gwahret ? » fuhr es mir in ziemlich hohem Tenor heraus.

« He, das sägen i grad nid. »

« Henu, wieso redsch de vo Astand wahre ? He ? »

« Mi mues d'Lüt nid mache z'lache ! » fuhr das essigsaure Gesicht weiter.

Jetzt wusste ich, was es geschlagen hatte.

Seither habe ich ihn wieder gesehen. Am Aprilmarkt in Tramelan war's, den ich mit einem Bruder besuchte. Da fuhr Daniel im Bernerwägeli an mir vorbei, gab mir einen durchdringenden Blick und wendete sich dann zur andern Seite.

Alttaufere

Von dem unliebsamen Zwischenfall mit dem « nicht gewahrten Anstand » abgesehen, war's recht gemütlich, manche alte Bekanntschaft wurde wieder aufgefrischt.

Da war beispielsweise die Nachbarin, bei der ich früher einmal das neuge-

kaufte Harmonium probieren und begutachten musste.

« Weisch, » hatte sie damals gesagt, « üers Anneli cha de no nid viel, es spielt nume öppen amene Sundig. »

Am Tage darauf aber hatte mich meine Schwester aus meinem Zimmer geholt.

« Du muesch abe cho, d'Mariann isch da, sie wott öppis mit der rede. »

Was mochte sie so Dringendes haben ?

« I ha der drum geschter nid ganz d'Wahrheit gseit, es isch mer sider i Sinn cho, ds Anneli heig de o scho eisich amene Wärtig gspielt. I ha der das ömu no müesse cho säge. »

So wirkt der täuferische Wahrheitssinn, der sagt : « Eure Rede sei ja, ja : nein, nein ! » und darum den Eid als unnötig ablehnt.

Da war der Schuldenbauer, über den beim Tode seiner ersten Frau die hungrige Verwandtschaft herfiel, erben wollte, Herausgabe des Frauengutes verlangte und der, in die Enge getrieben, erklärte :

« Guet, i wott nech's usegäh; aber es soll nech verfluecht sy un e ke Säge druffe ! »

Was zur Folge hatte, dass die Hungriesten der Hungrigen ihre Ansprüche eiligst zurückzogen; so tief wurzelt der Glaube an Fluch und Segen.

Da war ein ehemaliger Unterweisungskamerad, einer, der es als Knabe ernst genommen mit dem Glauben. Als im Winter 1905 die grosse « Erweckung », eine Welle der grossen englischen, durch alle pietistischen Kreise der Schweiz zog, neben viel Schwärmerie wie Zungenreden und dergleichen auch viel Besserung in die Beziehungen des Menschen zum Menschen brachte, war er einer der Eifrigsten gewesen.

Ich habe als zwölfjähriger Schulknabe an fast allen damaligen Versammlungen teilgenommen, bin mit den andern stundenlang in Gebetsversammlungen vor der Bank gekniet und habe zugehört, wie oft zwei, drei, vier gleichzeitig beteten, wie andere dazu stöhnten und seufzten, wie einzelne unzusammenhängende Laute von sich gaben — das sogenannte Zungenreden. Es war als besondere Gottesgabe sehr geschätzt, wurde doch sogar leidenschaftlich um diese Gabe gebetet. Man nahm an, dass der Redende in einer fremden Zunge eine besonders bedeutsame Wahrheit ausspreche. Meist wurde dann durch eine andere Person das in Zungen Gesprochene verdeutscht und ausgelegt, das nannte man die Gabe des « Auslegens ».

Ich habe damals auch Gebetsversammlungen mitgemacht, wo die Prediger von einem der Knieenden zum andern gingen, mit ihm beteten und ihm zum « Durchbruch », den man sich als plötzlich und entscheidend auftretend dachte, verhelfen wollten.

Damals, als sogar die Schüler in den Pausen an Stelle der üblichen Spiele Gebetstunden hielten, einzelne unter ihnen gar « predigten », andere den Heiland oder Engel gesehen haben wollten, da war Samuel einer der Eifrigsten gewesen. Nach Schluss der Unterweisung weigerte er sich aber plötzlich, sich taufen zu lassen und galt deshalb allgemein als verirrte Existenz. Das Urteil wurde noch schroffer, als man ihn rauchen sah und ihn einige Male angeheizt erblickte. Er bauerte eine Zeitlang irgendwo hinter dem Walde als Einsiedler. Am schon erwähnten Markt in Tramelan jedoch sah ich ihn fröhlich neben seiner jungen

Frau auf dem Bockwagen heimzu fahren. Es freut mich für ihn, dass er sich aus seinen innern Nöten herausgefunden hat.

Einer fehlte, den ich nicht ungern wiedergesehen hätte: Der hartköpfige Bauer vom Winterhof. Er fand alles zu wenig entschieden christlich, sprach es auch unverhohlen aus und war deswegen gefürchtet. Eine Lehrerin hatte er entlassen, weil sie, wie er herausgefunden, Gotthelf gelesen hatte. Bei einer Diphtheritis-Epidemie hatte er sich geweigert, den Arzt herbeizuziehen und hatte seinen Starrsinn mit dem Leben dreier oder vierer Kinder bezahlen müssen. Bei einer Weihnachtsfeier in der Kapelle hatte er sehr erbost Schluss gemacht, als ein Violinduett vorgetragen wurde.

« Das isch konzärtlet, u settigs geben i nid zue.»

Jetzt freilich ist er stiller, die Jahre haben ihn reifer und milder werden lassen.

* * *

Das Mahl ging dem Ende zu. Die Schüsseln mit Crème und das Backwerk wurden aufgetragen, fanden aber wenig Zuspruch mehr. Die aufnahmefähigsten Bernermagen waren satt. Einzelne, die noch einen weiten Heimweg vor sich hatten, spannten die Pferde an, nahmen Abschied und fuhren in die Nacht hinaus heimzu. Andere taten sich um ein gästlich Nachtquartier um. Es ist Sitte, dass die Nachbarn nach Massgabe des verfügbaren Platzes Hochzeitsgäste zum Uebernachten zu sich einladen. Auf allen Kanapees, Betten und Sandsteinöfen lagen schlafende Kinder.

Für das Brautpaar beginnt jetzt der Ernst des Lebens. Gleich nach der Hochzeit tritt der junge Bauer seinen Hof an

« mit Nutz und Schaden ». Früher liess der junge Täufer vom Tage der Hochzeit an den Bart wachsen, daran erkannte man den Verheirateten und den Besitzer eigenen Bodens. Heute ist das nicht mehr üblich.

Während mich der Eisenbahntzug wieder der Stätte meines Wirkens zutrug, gab ich mir Rechenschaft darüber, wie sehr mir die Welt meines Volkes eigentlich fremd geworden ist.

Meine Weltanschauung lehnt Selbstgerechtigkeit und Askese ab. Und trotzdem kann ich meinen ehemaligen Glaubensbrüdern eine gewisse Bewunderung nicht versagen.

Wohl ist ihr Fleisch schwach wie das aller Menschen und ihre Erkenntnis getrübt. Aber sie sind wenigstens von dem seltenen Willen beseelt, ihre religiösen Ueberzeugungen wirklich in die Tat umzusetzen.



Muttersprache

*Und wird es Büebli no so gross,
Und wird's en Herr und meisterlos
Und ritet uf em Schimmel —
Es ist emol uf's Müetis Schoos
Grad gsi as wie-n-im Himmel.*

*Und wird's no gar en glehrte Ma,
Wo's Müetis Sproch schier nümme cha,
Und sust all Sproche weissd er —
Er hät's, wie's guete Wy muess ha:
En Erdguu blybt em eisder.*

O. Sutermeister.